

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

242 (15.10.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 42

Ein Leben für Deutschland

Ludwig Schemann zum 80. Geburtstag am 16. Oktober
Von Wilhelm von Schnehen, GDS.

Es ist ein langes, arbeitsames, immer den höchsten Zielen zugewandtes und an wertvollsten Früchten reiches Leben, auf das der Altmeister und Vorkämpfer der deutschen Rassenforschung, Prof. Ludwig Schemann, heute von seiner stillen Studierstube in Freiburg i. Br. aus zurückblickt.

Als Sproß eines alten westfälischen Geschlechtes aus der Grafschaft Mark am 16. Oktober 1852 in Köln geboren, verlebte er dort und in Königswinter am grünen Ufer des Rheins eine sonnige Kindheit, besuchte dann in Koburg das Gymnasium, studierte in Heidelberg, Berlin (unter Th. Mommsen) und Bonn mit „Begeisterung und wahren Heißhunger“ alte Sprachen und Geschichte, und wird im Neujahr 1876 als zweiter Bucharwart an der Universitätsbibliothek zu Göttingen angestellt. Und hier, wo er in Lagarde einen väterlichen Freund, wissenschaftlichen Lehrmeister allerersten Ranges und politischen Erzieher zu bewußtem Deutschum im Sinne Fichtes und Arnolds findet und im Verkehr mit ihm und anderen bedeutenden Gelehrten ein umfassendes Wissen erwirbt, hier entfaltet er, in den Pausen zwischen seinen Amtsstunden auch seine erste schriftstellerische Tätigkeit.

Sie steht zunächst ganz im Zeichen und im Dienste Richard Wagners, den er von Jugend auf als „einen der größten Offenbarer deutschen Wesens“ glühend verehrt und für dessen damals noch heiß umstrittene Kunst er, als einer der nächsten Freunde und Getreuen des Hauses „Wahnfried“, mehr als ein Jahrzehnt hindurch mit Rede und Schrift unermüdet wirbt. Auch für Schopenhauer, seinen dritten großen Lehrmeister, setzt Schemann sich, nach dem durch schwere Krankheit erzwungenen Austritt aus dem Staatsdienste (1881), eine Zeitlang nachdrücklich ein: besonders durch seine „Schopenhauer-Briefe“, eine umfangreiche und schwerwiegende Sammlung meist ungedruckter oder schwer zugänglicher Briefe von, an und über Schopenhauer, die uns in das Leben und Denken dieses begnadeten Sonderlings von Menschen und Denker neue, tiefe Einblicke gewähren. Dann aber wird er mehr und mehr durch Gobineau gefesselt, in dessen Werke er sich, angeregt durch Richard Wagner, etwa um dieselbe Zeit verjüngt. Begeistert nimmt er die Dichtungen und das große Rassenwerk des Grafen in sich auf, erkennt in dem Gedanken der Rasse sofort den Schlüssel zur Weltgeschichte sowie den wichtigsten Hebel jedes vollköpfigen Aufschwungs, und sieht jetzt in dem Wirken für Gobineau und dessen Ideen „die nächste und wichtigste Aufgabe seines Lebens“.

Und so verdeutschte er denn in meisterhafter Form zunächst die „Renaissance“, die sich im Sturm die Herzen aller gebildeten Deutschen erobert, dann die „Asiatischen Novellen“, den „Alexandier“ und andere Dichtungen Gobineaus. Er übersetzt den großen „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ und gibt damit den ersten mächtigen Anstoß zu der ganzen deutschen Rassenforschung der letzten Jahrzehnte. Er schildert ferner in einer eigenen, tiefgründigen Arbeit über „Gobineaus Rassenwerk“ (Fr. Frommann, Stuttgart) dessen Entstehung, erste Aufnahme durch die Zeitgenossen und weitere Schicksale während der Folgezeit, zieht aus den Urteilen der berufenen Wortführer eines halben Jahrhunderts das dabei ergebene Ergebnis, und kennzeichnet die Bedeutung Gobineaus und seines Rassegedankens auf allen Gebieten des geschichtlichen, politischen und sozialen Lebens. Er faßt zugleich in einer kleinen, volkstümlichen Schrift „Gobineau und die deutsche Kultur“ (Werdandbücherei) noch einmal knapp

und eindringlich alles zusammen, was an Gobineaus Persönlichkeit und seinen Werken besonders deutschem Geist und Wesen innerlich verwandt und für deutsches Leben vorbildlich und heilkräftig ist. Und er liefert uns schließlich in seiner großen, mit liebevollster Sorgfalt und feinstem Nachempfinden geschriebenen „Biographie Gobineaus“ (Erich Matthes, Leipzig) das erste, gleich in voller Lebensgröße gezeichnete Lebensbild seines Selben, der, als Mensch ebenso groß wie als Denker und Dichter, immer ein wahrer Hort germanischen und heldenhaften Geistes bleiben wird.

Alle diese Arbeiten sind, in selbstloser Hingabe an eine große Idee, einem zarten, durch viele und schwere Leiden geschwächten Körper abgerungen: die meisten von ihnen in Freiburg, wo Schemann sich 1898 niedergelassen hatte. Und hier entsteht in den letzten Jahren des Weltkrieges, unter schwersten väterländischen Sorgen und Nöten, auch sein nächstes großes Werk „Paul de Lagarde“ (Erich Matthes): ein wundervolles, tiefgreifendes „Lebens- und Erinnerungsbild“ dieses wahrhaft großen Gelehrten, religiösen Denkers, weitsehenden Politikers und urdeutschen Mannes, der wie wenige von deutscher Art gekündet, uns selber deutsches Leben vorgelebt und um die Zukunft des deutschen Volkes gesonnen, gesorgt und gelitten hat.

Ihm folgt, nur wenige Jahre später, eine nicht minder bedeutende Arbeit auf dem Gebiete der Musikgeschichte: ein großes Werk über Cherubini, das diesen ehlen, vor 100 Jahren mit Recht hochgefeierten, seither aber leider sehr vernachlässigten oder halbvergessenen Meister, einen der größten Vertreter der dramatischen wie der kirchlichen Tonkunst, den „älteren Bruder“ und einzigen Nebenbuhler Beethovens dem deutschen Geistesleben zurückgewinnen soll und dazu viele seiner aller schönsten Sachen aus dem reichen, zu Berlin aufbewahrten Nachlasse zuerst bekanntmacht.

Dann bringen die „Lebensfahrten eines Deutschen“ (E. Matthes) noch Schemanns Rückblick auf 73 Jahre des eigenen Erlebens, Ringens und Schaffens: mit ihren reizvollen persönlichen Bekenntnissen und ihrer Fülle sein gezeichnete Bilder von bedeutenden Menschen (besonders aus dem Kreise um Wagner) sicher eines der wertvollsten Eigenlebensdenkmäler, die wir in deutscher Sprache besitzen. Die Krone und reifste Frucht seiner ganzen Lebensarbeit aber gibt uns Schemann erst mit seinem letzten großen Werke „Die Rasse in den Geisteswissenschaften“ (F. G. Lehmann, München), von dem der erste, grundlegende Band über die allgemeinen Fragen der Rassenlehre handelt, während der zweite über die wichtigsten Völker und Völkergruppen als Rasse Träger ein außerordentliches Material darbietet. Hier faßt er die Rundgebungen der Jahrhunderte über Rasse und Rassenfragen zu einem einheitlichen Bilde zusammen und gibt uns so zugleich eine Geschichte der Rassenkunde und eine Geschichte der Rassen selbst, wie sie in solchem Umfange und solcher Tiefe eben nur ein Mann geben kann, der selber ein volles Menschenalter in diesen Fragen gelebt, mit ihnen gerungen und über sie nachgedacht hat.

Aber nicht nur der Wissenschaft, sondern auch dem Leben will und soll dieses große Werk dienen. Grundlegend und zielweisend für die verschiedensten Zweige der Geisteswissenschaften, ist es zugleich verständlich und anregend auch für den nachdenkenden Laien. Denn es lehrt ihn nicht bloß in der Rasse die treibende Kraft alles geschichtlichen Geschehens und tiefste Wurzel jedes höheren Geisteslebens erkennen, sondern vor allem aus der Einsicht in die rassenhaften Grundlagen unseres eigenen Volkes und seiner Kultur auch viertiefste völkische Ideale und neue sittliche Antriebe schöpfen. Und so möge es denn — zusammen mit den wundervollen Lebensbildern Gobineaus und Lagar-

des sowie den eigenen „Lebensfahrten“ Schemanns seinen Weg in recht viele deutsche Häuser finden und ihre Insassen immer mehr zu jenen wahren, unzerstörbaren Grundlagen deutschen Wesens, zu dem reichen Erbgute in Glauben, Recht, Sitte, Kunst und Schriftum unserer Väter zurückführen.

Klassenkampf der Generationen?

Von Karl Burkheiser, GDS.

Noch immer ist das seit einigen Jahren diskutierte Problem der „jungen Generation“ und ihrer „Sendung“ Gegenstand literarischer Erörterungen. Ernst Gläser war einer derjenigen, die die Diskussion mit einem geschmacklosen und ehrfurchtslosen Buch eröffneten. Ihm folgten fade Literaten vom Range eines Klaus Mann oder Otto Zarek, bis dann vor Jahresfrist Frank Maske mit einem Buch, das den anspruchsvollen Titel „Jugend bekennt: So sind wir“ trägt, die diesem Gegenstand gewidmete Buchproduktion einen gewissen Höhepunkt erreichen ließ. Aber auch diese Leistung blieb erheblich hinter ihrem Anspruch zurück, so daß das Buch von der „jungen Generation“ selbst meistens als anmaßend und in der Darstellung und Entfaltung des Gegenstandes als falsch und unzureichend abgelehnt wurde.

Nun, nachdem die Debatte über dieses Problem fast eingeschlafen war, rührt Ernst Günther Gründel mit seinem kürzlich bei C. S. Beck in München erschienenen Buch „Die Sendung der jungen Generation“ nochmals alle Streitpunkte auf. Gründel tritt noch anspruchsvoller auf als Maske; er will nicht nur aufzeigen: „So sind wir“, sondern er will nach dem Untertitel seines Buches den „Versuch einer umfassenden revolutionären Sinnbedeutung der Krise“ geben. Das heißt gewiß viel, trotz der höflichen Maske der Bescheidenheit, die das Wortlein „Versuch“ offenbaren soll. Denn wo wäre ein Buch dieser Zeit, das so laut und anspruchsvoll diesen Anspruch erhob? Muß nicht wirklich ein großer Wurf gelungen sein, wenn ein Autor diesen Titel, und ein angesehenes Verlag dieses Buch wagt?

Man beginnt also bange und hoffnungsvoll zu lesen, um am Ende noch ärger enttäuscht zu sein als bei Maske. Oberfläche und ammaßlicher Hochmut führen hier in einer Weise das Wort, daß man versucht ist, aus Friedrich Heilichers „Reich“ ein in ähnlichem Zusammenhang fallendes Wort zu zitieren: „Sie halten die Erregtheit ihrer Oberfläche für Tiefe“.

Herr Gründel meint fürwahr ein umfassender Geist zu sein, ein Universalgenie sozusagen. Wie sollte es auch anders sein, da er für sich und „seiner“ Generation eine „Vielfalt genialer Durchbrüche“ ähnlich der Generation der Klassiker und Romantiker konstatiert. So spricht er denn über die Situation der Künste und den neuen Körperbau ebenso wie über den Sinn der Technik, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft sind ihm Phänomene, mit denen er scheinbar umzugehen weiß, wie ein Bon vivant mit einer lukullischen Mahlzeit; er urteilt über Rußland ebenso wie über den Kapitalismus, den Nationalismus und die junge Dichtung; er kennt die „Ursachen der Weltwirtschaftskrise“ und kommt in einer „neuen Schau“ zu „den Wurzeln des Übels“; er zitiert alle großen und kleinen Geister der Vergangenheit und Gegenwart und hat für alles und jedes sein Traktätkchen; am Schluß schließlich auch für die Gegenwart, die „luziferische Epoche“, deren Sturz er durch einen kommenden „vierten abendlichen Schöpfungstag“ prophezeit.

Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Ein Apparat, der eine Milliardstel Sekunde mißt!

Vor einiger Zeit ist von dem Nachener Prof. Rogowski ein Apparat konstruiert worden, mit dem man geradezu unwahrscheinlich kleine Zeitdifferenzen noch mit größter Exaktheit messen kann. Derartige Konstruktionen sind übrigens keineswegs als wissenschaftliche Spielerei aufzufassen, vielmehr braucht man für zahlreiche wissenschaftliche und technische Untersuchungen Genauigkeiten in der Zeitmessung, für die auch die raffiniertesten Spezialuhren nicht mehr ausreichen. Für solche Zwecke ist das „Zeitmikroskop“, wie der Apparat genannt wird, konstruiert worden. Man macht dabei Gebrauch von der Eigenschaft gewisser Strahlen, wie sie etwa von einer Radio-Wöhre ausgesandt werden (sog. Elektronen-Strahlen), auf die kleinsten elektrischen Einwirkungen augenblicklich zu reagieren. Diese Elektronenstrahlen bestehen ja bekanntlich aus unendlich kleinen, praktisch makellosen Partikeln, die wir von der Atomlehre her als Bestandteile des Atoms und Träger der negativen Elektrizitätsladung kennen. Ein solcher Elektronenstrahl wird nun gewisser-

maßen als Uhrzeiger verwendet. Praktisch geht die Messung so vor sich, daß man auf den Elektronenstrahl eine bekannte und eine unbekannte, d. h. die zu messende Kraft einwirken läßt und die Veränderungen, die der erstere dadurch erleidet, mit Hilfe der photographischen Platte feststellt. Auf Grund einer solchen Aufnahme kann man dann feststellen, zu welchem Zeitpunkt die Einwirkung der zu messenden Kraft stattgefunden hat — die Genauigkeit einer solchen Messung geht bis zu einer Milliardstel Sekunde, kann also gerade auf dem schwierigen Gebiet der elektrischen Erscheinungen, bei denen unendlich kleine Zeitdifferenzen auftreten, nutzbringend angewendet werden.

Gibt es unsichtbare Tuberkelbazillen?

Zimmer wieder taucht in der Wissenschaft die Nachricht von der Entdeckung der filtrierbaren und unsichtbaren Tuberkelbazillen auf. Dieser sog. „Ultravirus“ sollte auch nach den Angaben einiger Forscher bei Meerschweinchen Erkrankungen hervorrufen. Prof. Schmidt in Basel konnte aber nach eingehenden Versuchen diese Ansicht widerlegen. Er filtrierte Tuberkelkulturen und behandelte 600 Meerschweinchen mit dem Filtrat. An keinem konnte er entsprechende Erkrankungen nachweisen. Gingen fand er, daß hin und wieder Tuberkelbazillen durch das

Filter in das Filtrat gelangen können. Hierin ist wohl die Ursache für die von andern Forschern beobachtete Erkrankung der Meerschweinchen zu suchen. Nach diesen Versuchen scheint also bewiesen zu sein, daß es keine unsichtbare Form des Tuberkelbazillus gibt.

Wertvolle Steinkohle in Braunschweig gefunden!

Durch Zufall wurde bei Mackendorf in Braunschweig Steinkohle entdeckt, die nicht allzu tief liegt und daher leicht abbaufähig ist. Das gesamte Kohlengebiet ist nach den in aller Eile vorgenommenen Messungen 2 Kilometer lang. Doch glaubt man, daß genauere Untersuchungen noch ein günstigeres Resultat ergeben würden, da wahrscheinlich die Flöze an der Zweikilometergrenze in größere Tiefe abtauchen und sich dort forsetzen. Die Kohle selbst ist ausgesprochene Magerkohle und dem Anthrazit, der bekanntlich fast reiner Kohlenstoff ist, ähnlich. Obwohl es sich also um wertvolle Kohle handelt, dürfte infolge der heutigen Krise, die auch die Kohlenwirtschaft stark beeinflusst, ein Abbau allerdings in absehbarer Zeit nicht wahrscheinlich sein. Immerhin ist das Auftreten von Steinkohle in dieser Gegend sehr beachtenswert, da ja vermutet werden darf, daß sich auch an anderen Stellen Norddeutschlands außerhalb des Ruhrgebietes noch Kohlenlager befinden dürften.

Gewiß ist vielleicht der Fleiß lobenswert, mit dem Gründel sich an die Probleme heranzuarbeiten versucht hat; wahrscheinlich ist auch der gute Wille anzuerkennen, dem chaotischen Zeitgeschehen einen Sinn zu geben. Aber wann und wo in der Geschichte hätten Fleiß und guter Wille ausgereicht? Wer den Anspruch erhebt, den Gründel erhebt, muß viel mehr Ausdauer, Geduld und Sinn für Gründlichkeit haben und muß viel mehr Instinkt, Takt, Könnertum und Verantwortung besitzen. Es genügt nicht mit Hilfe von Schnitzeln und Notizen aus Literaturgeschichten und Broschüren Buchtitel und Zitate abzuschreiben, um diese dann mit eigenen oder fremden Gedanken mehr oder weniger geschickt zu verbinden. Diese Methode reicht weder aus zu einer Auseinandersetzung mit dem Marxismus, noch zu einer Darstellung des Neuen Nationalismus. Wer den Marxismus überwinden will, der muß mehr tun, als in Marx oder Lenin da oder dort zu schmökern; oder wer im Nationalismus leben will, der muß mehr als die Buchtitel der Werke von Singer, Schauweder und Hiescher wissen.

Geht da z. B. Herr Gründel hin, schreibt Friedrich Hiescher, dem Verfasser des „Reiches“, dem wichtigsten und wesentlichsten Werk des deutschen Nationalismus, kurz vor Abschluß seines Buches einen Brief des Inhalts, daß er sich mit seinem Buche nicht so eingehend habe beschäftigen können wie er gewollt hätte, und daß er ihm dankbar wäre, wenn er ihm auf dem Umfang einer Folienseite die Grundgedanken seines Reichsbegriffs in gedrängtester Form darlegen würde. „Ich kann mich natürlich nicht zu wörtlichem Abdruck verpflichten, da ich auch meine Kritik nicht ganz unterdrücken werde.“ Mit anderen Worten meint also Herr Gründel: ich habe keine Zeit, alle Bücher, die ich in meinem Buch erwähnen und kritisieren will, gründlich zu lesen, aber teilen Sie mir bitte das Wesentliche auf einer Folienseite mit und ich werde dann, ohne daß ich den Gegenstand meiner Kritik gründlich beherrsche, meine etwaigen Gegensätzlichkeiten zum Ausdruck bringen. Daß heute in Deutschland ein derartiger oberflächlicher Literaturbetrieb noch möglich ist, daß er gar mit dem Anspruch auftritt, die „junge Generation“ zu vertreten, verdient gebrandmarkt zu werden.

Was das Buch jenseits der unzureichenden und unfauberen Arbeitsmethodik angeht, so braucht man sich nicht lange dabei aufzuhalten. Abgesehen davon, daß man die wesentlichen Gedanken des Buches anderswo besser und gründlicher finden kann, ist die ganze, von Gründel aufgeworfene Fragestellung schief. Geistige Probleme sind letztlich nicht mit der biologischen Kategorie der „jungen Generation“ zu lösen und man kann sich des Eindrucks manchmal nicht erwehren, daß die vielen Verbeugungen Gründels vor der Jugend im Grunde nur Verbeugungen vor sich selbst sind. Das Generationsproblem ist nur ein Vordergrundproblem, aber kein Schlüssel zum Verständnis der Entwicklung der deutschen Geschichte. Wer, wie Gründel, die Menschen negativ oder positiv wertet, nachdem, ob sie vor oder nach 1900 geboren sind, wer in den Generationen „kollektive Mächte“ sieht, die sich als „für gemeinsame Ziele einsatzbereite Aktionseinheiten“ gegenüberstellen, der predigt, ohne daß es ihm vielleicht voll bewußt wird, den Klassenkampf der Generationen und gehört damit derselben geistigen Welt an wie der Marxismus. Geistige Aufgaben werden aber primär nicht von Generationen bewältigt, sondern von Gesinnungsgenossen, das heißt von einem Menschentum, das jenseits seiner biologischen oder ökonomischen Dif-

ferenziertheit von einunddemselben Seelentum, von einundderselben Idee ergriffen ist. Und wenn man schon unbedingt mit dem Begriff der jungen Generation arbeiten will, dann meint er keine Tatsache, sondern eine Aufgabe, eine Aufgabe, die dahingehet, sich durch politische Befähigung und handwerkliche Leistung zu privilegieren.

Märchen aus dem Unbewußten

Am Anfang und am Ende des Schaffens, das im deutschen Schrifttum durch den Namen Oscar A. S. Schmitz bezeichnet wird, steht das Unbewußte, dasjenige Element schöpferischen Geistes, das unter die Tiefen des Verstandes taucht, wie es in den vorzugsweise zeit- und gesellschaftskritischen Schriften dieses Autors die Hauptrolle spielt, und über alle Höhen, die dabei erreicht werden können, sich hinausschwingt. Am Anfang des literarischen Schaffens von Oscar A. S. Schmitz steht die Lyrik, und das es mit ihr eine gewisse Verwandtschaft hatte, geht schon daraus hervor, daß Stefan George ihn eine Zeilelang zu den Mitarbeitern seiner „Blätter für die Kunst“ hinzugezogen hatte. Wirklich, es lag in den Gedichten von Oscar A. S. Schmitz ein Klang, der selten zu den sehr bewußten, sehr verstandesmäßigen Arbeiten, die später unter diesem Namen erschienen sind, sich fügt, ein Klang, der lange nachschwingen, dort nachschwingen konnte, wo er einmal vernommen worden war ...

Eine Weise macht mich bang,
Mahnend, wie von fremder Erde.
(Küsse, daß ich trunken werde,
Schläfre mich mit süßem Klang!)

Dennoch ist von den Gedichten, die Schmitz dann in dem Bändchen „Orpheus“ gesammelt hat, eine bemerkbare Wirkung nicht ausgegangen — vielleicht, weil er selbst als Essayist bald weitere Kreise, als Liebhaber der Lyrik bilden können, aufhörten ließ. Denn diese, die des Traumes achten und der inneren Stimmung, sind immer in der Minderheit. So will es die Welt. Als aber sein Leben sich zum frühen Ende neigte, gab Schmitz, der sich ab und zu in phantastischen Geschichten auf sein in den Schatten einer aktuellen Publizistik getretenes Dichtertum besonnen hatte, den Stimmen auf's neue Gehör, die aus dem Unbewußten zu ihm sprachen und nun freilich nicht in Stimmungen, die zu lyrischen Gebilden sich rundeten, sondern in geistigen Erlebnissen, die — mahnend wie von fremder Erde — gleichsam von den Gewalten des Schicksals berufen, Gerichtstag hielten über sein Ich.

Es ist sozusagen die letzte schöpferische Zwiesprache mit sich selbst, die Oscar A. S. Schmitz in seinen (bei Carl Hanfer, München, erschienenen) „Märchen aus dem Unbewußten“ hält; auch der schweizerische Psychoanalytiker C. G. Jung ordnet sie unter diesem Gesichtspunkt im Bereich des Märchens überhaupt ein, er unterscheidet sie in der Vorrede, die er dem übrigens erstklassig ausgestatteten, von Alfred Rubin, dem Freund und Schwager des verstorbenen Autors, ein- und mitfühlend illustrierten Buch gegeben hat, grundsätzlich vom „Volksmärchen und seinem pflanzen- oder blumenhaften, walddurchdufteten Zauber“ und bezeichnet sie deutlich genug als „Geschöpfe einer persönlichen Psychologie“, die „die Luft einer naturfremden Problematik“ atmen. Freilich deutet er zugleich in die Richtung, in der die Lösung des im Grunde allerdings unlöslichen Rätsels immerhin gesucht werden mag.

Er hat Schmitz nahe genug gestanden, um mitteilen zu können, daß das letzte und entscheidende Erlebnis für diesen, wie Rubin einmal gesagt hat, „erstaunlich orientierten Kopf“ die Erkenntnis der Tatsächlichkeit der Seele gewesen ist, ein Erlebnis, vermöge dessen er den von ihm sonst gepflegten rationalistischen Psychologismus überwunden und eine neue empirische Welt entdeckt hat. Es ist diese „kosmische Standpunktverschiebung“, die seinen „Märchen aus dem Unbewußten“ den tieferen Sinn verleiht.

Jeder weiß, daß die Menschen Menschen sind, aber nur wenige wissen, daß sie außerdem noch in anderen Welten leben.“ Um dieses heimliche Doppelleben des Menschen handelt sich in den „Märchen“ von Oscar A. S. Schmitz, deren Symbole und Allegorien mehr sind als Sinnbilder und Gleichnisse. Diese Märchen arbeiten, indem sie das Schicksal ihres Erzählers in wunderbaren Geschehnissen zusammenziehen und ins Allgemeinmenschliche steigern, wie der Traum arbeitet, in dem, ob auch alles anders ist als im Wachen und gleichwohl nichts den Träumenden verwundert. Darum ist es auch gar nicht nötig, sie im platten Sinne zu „verleihen“, eine verstandesmäßige Formel für ihren „Inhalt“ zu finden. Denn dieser Inhalt ist, und das nähert sie doch wieder dem echten Volksmärchen, jenseits des Verstandes gelegen, er hat mit der Logik des bewußten Denkens ebensowenig zu tun wie der Traum, hinter dessen kraurer Widerschrift oft genug die tiefste Wahrheit eines Lebens steht. Die Vertauschung von Figur und Raum, die in allen diesen Märchen ein wesentliches Darstellungsmittel bildet, ist zugleich ein Ausdruck für das Dasein des Menschen in den verschiedenen Welten, denen er angehört und von denen er sich meist nur der einen bewußt ist, die er mit Händen greifen kann.

Die anderen aber sie sind infolgedessen ins Reich des Unbewußten abgefunken, aber der Mensch ist nur ganz, wenn er um beide Reiche weiß. Den urhaften Zusammenhang, den er durch seine persönliche wie durch die Entwicklung der Menschheit zur Lebensdeutung durch den Verstand, zur Ratio, verloren hat, wiederzufinden ist das Grundthema der Märchen aus dem Unbewußten von Oscar A. S. Schmitz. Das Doppelmärchen von den beiden Königen und dem Fischotter, das auch von C. G. Jung entsprechend gedeutet wird, handelt von diesem Kampf um die Synthese der Lebenskräfte besonders deutlich, aber auch in „Adams Wanderung mit der Schlange“ geht es um nichts anderes, und „Wege nach Atlantis“ ist lediglich eine skurril-erotische Variation, ein aus Grausen und Heiterkeit kubinisch gemischtes, vom Verfasser selbst ausführlich kommentiertes Diktat aus dem Unbewußten, faustisch bildhaft und „faustisch köstlich“. Daß Rubin, dem Schmitz einmal eine tiefgründige Abhandlung gewidmet hat, hier mannigfaltige Gelegenheiten fand, seine durchaus vom Unbewußten bestimmte, Kunstmeisterlich zu üben, ist eines Beweises nicht bedürftig. Den bedeutendsten Schmuck aber — sofern dieses Wort hier überhaupt anwendbar ist — hat das Buch durch die seinem Titel vorangestellte Totenmaske erhalten; aus diesen wunderbar beruhigenden, vom Anflug eines Rätselns verkärrten Zügen spricht die Weisheit eines Lebens, dessen trotz frühen Endes glückliches Geschick es war, zu seinem Anfang zurückzufinden und bewußt den Ring zu schließen, der vom Unbewußten jenseits der Sinne und des Denkens geformt wird von Geburt zu Geburt, von Tod zu Tod, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Will Scheller.

Karlsruher Konzerte

Die angekündigte Vortragsfolge las sich wie die Einladung zu einem vielbesuchten musikhistorischen Kolleg, wo nicht nur der fachwissenschaftlichen Erkenntnis manche Quellen ausgeschöpft werden sollten, die weit jenseits der üblichen Konzertprogrammatis liegen. Deshalb schon war es sehr schade, daß andere Verpflichtungen mich hinderten, diesen Spaziergang in ein weit abgelegenes Kulturgebiet, wie es die

Madrigale und Serenaden

versprechen, persönlich mitzumachen. Und das Bedauern wurde um so größer, nachdem mein Vertreter von dem glänzenden Verlauf mir berichtet hatte, den diese gemeinsam vom badischen Kammerchor und vom badischen Kammerorchester inszenierte Veranstaltung nahm. Denn nach seinen Worten muß es in der Tat ein ganz seltener, aber hoffentlich wiederholbarer Genuß gewesen sein, den da die beiden Kontrahenten — zugleich als offiziellen Auftakt der Karlsruher Herbsttage — ihren Hörern boten. Nimmt man daraufhin noch einmal die Texte zur Hand, die niederländische oder italienisch orientierte Meister des XVI. Jahrhunderts vertonen, so ist freilich aus derlei gereimten Scherzpoesien allein schwerlich zu erkennen, was nun eigentlich die Größe dieser alter A-cappella-Gesänge ausmacht, diese beruht vielmehr ausschließlich auf der vielfältig, oft vier- und fünfstimmig verschlungenen Satzweise, was wiederum die meisten heutigen Interpreten vor solch schwieriger Vokalmusik überhaupt abschreckt. Aber Franz Philipp und sein Kammerchor scheuen keine Hemmnisse, das haben sie ja mehrfach bewiesen, und so wird auch jetzt die eine oder andere Schwierigkeit ihnen ein geradezu willkommener Anlaß geworden sein, sie nun erst recht zu überwinden. Das bestätigte außer der kritischen Anerkennung des Geschehenen wohl zur Genüge die Tatsache, daß man im Saal schnell warm ward und kein Ende des Beifalls war, bis er mit einer Dreingabe beschwichtigt wurde. Und gleichwertig (als ebenfalls von Ausführenden und Aufnehmenden „par coeur“ Mitgestalteten) ergänzten zwei orchestrale Serenaden-Werke Mozarts das Gesamtprogramm, wobei ich ausdrücklich gebeten wurde, nicht den Namen des ausgezeichneten Kammerorchesterrichters wenigstens, also Josef Felscher, unerwähnt zu lassen.

Eine kleine Atempause bitte, bevor der rein konzertreferierende Teil weitergeht! Aber wenn ich jetzt meinen Eindruck vom Gastspiel der

Tanzgruppe Dellerau-Laxenburg

einschleife, so geht es auch dabei um musikalisch wichtige Fragen. Denn gegenüber allem bewährtesten Tanzmusik, mit dem heute so leicht billige Lorbeeren zu holen sind, handelt es

sich bei diesem Unternehmen, auf dessen Schild „Berufsausbildung für Gymnastik, rhythmische Erziehung und Tanz“ steht, zweifellos um eine Tanzschule, die schon diesbezüglich ernst genommen werden will und auch sonst sehr ernst genommen werden muß. Die aufs höchste disziplinierte Gemeindefestarbeit, wie sie im ersten Programmteil etwa die festliche Suite (Händel) zeigte, reinigte gründlich die Atmosphäre und ließ einen von gemeinsamen Idealen erfüllten Ensembleswillen nicht nur erkennen, sondern ein überraschend hochwertiges Erleben und Gestalten von musikalischen Formen. Man bedachte außerdem, welche im Grunde doch natürliche Begeisterung es voraussetzt, wenn von der Akkuratheit unermüdlichen Probiertens keine Starrheit zurückbleibt, wenn ohne merkliche Anstrengung die erlernte Sicherheit sich in freie Bewegung löst. Aber auch weil niemand sich in den Vordergrund stellt und trotzdem jeder voll zur Geltung kommt, mühten eigentlich so manch andere, angeblich ebenfalls auf neuzeitliche Bewegungskultur abzielende Systeme liquidieren. Vielleicht betonte danach Rosalia Ghelbet, die auf Valerie Kratina (die mir früher hier schon folgende Führerin und ausgezeichnete Tanzpädagogin, in ihren „Rhythmen“ ein bißchen gar zu abstrich den Schulcharakter der Anstalt, aber gerade dabei ward doch die eminenteste Bedeutung evident, die einer Augenbewußtmachung der rhythmischen Kräfte noch immer zukommt. Gewiß ist von da bis zur Wiener Tanzfestigkeit, wie sie aus der dem Institut benachbarten Balzerstadt einst hervorging, ein weiter Schritt, und vorläufig scheint man eine Verklärung ängstlich zu meiden, weswegen es einer Polonaise oder den flüchtigen „Visionen“ (Prokofjew) nach ganz an elektrifizierender Spannkraft gebirgt, wie auch schließlich eine südliche Suite keineswegs spanisches Temperament verriet. Da lauern einige Bedenken, die aber voranschreitend zu beheben sind und gegenüber dem innerlich auf den gleichen Ton gestimmten Können der Schule, die übrigens hier für Gymnastik seit längerem eine Vertretung (Anneliese Stord, Walschütz. 8) besitzt, kaum Wesentliches besagen.

Doch nun wieder schnell zurück zum Konzertpodium, wo keine Geringere als

Maria Zugun

eine recht zahlreiche, für den Riesensaal der städtischen Festhalle allerdings doch nicht genügend stattliche Gemeinde mit einem Lieder- und Arienabend entzückte. Wann werden die Leiter solcher Tournées endlich einmal einsehen, daß es ein Unsin ist, immer auf den größten Saal zu reflektieren? Bei Kreisler neulich schaden sie zwar nicht ihrem eigenen Geldbeutel, aber schon dort erwies es sich künstlerisch unhaltbar, einen einzelnen Solisten in diese Großhalle zu stellen. Jetzt bestätigen die schlechten artistischen Verhältnisse noch härter den Wahnsinn eines derartigen Arrangements, und das

ist um so mehr zu bedauern, weil anfänglich auch die Singefreunde der Künstlerin selber merklich darunter litt. Daher kam diese unbeschränkte Weite des Hergesangs eigentlich erst mit Straußens „Perdinetta“ Arie zu voller Entfaltung, während zuvor drei altitalienische Arien und ebenso verschiedene Brahms-Lieder, obwohl gerade in ihnen viel von dem bezugnehmenden Künstler- und Menschentum der begnadeten Sängerin auflebte, verblühten. Lyrik in ihrem Kleinformat in solche Umgebung zu plazieren, ist überdies eine Geschmackslosigkeit, auch wenn natürlich das reizvolle Feinangeben von himmlischen Vorzügen und geistaltender Vortragskunst, wie es in so hohem Maß einer Maria Zugun eignet, das im Augenblick fast vergessen läßt, und wenn ein Partner wie Karl Kothar, dem man hier auch einmal als Opernkomponisten begegnen möchte, die Sachen mit äußerster Behutsamkeit am Flügel untermalt. Trotzdem fehlte dem Abend kaum eines der Anzeichen, die nur ganz große Konzertfolge charakterisieren. Nach weiteren am Schluß gelungenen Wähler- und Wiener-Liedern wiederholten sich die Beifallsstürme, die vor allem die bewundernswert technische Überlegenheit der „Perdinetta“-Gestaltung hervorgerufen hatte, und erzwangen mehrere Zugaben, die wahrscheinlich nicht einmal hinter den in strahlendem Solovortragsglanz fortwährend „Donauwellen“ ihr Ende fanden.

Auch in der abgelaufenen Woche hatte der Karlsruher Frauenklub seinen fünften Konzertsaal wieder einer jungen einheimischen Künstlerin eingeräumt. Diesmal war es

Ruth Borita,

die an der Davidsharfe, am Klavier und an der Laute mit eigenen Liedervorträgen aufwartete. Ebenso unterschiedlich auch der Gehalt der einzelnen Kompositionen, von denen jedoch immerhin aus dem Reine-Plaus „Kordje“ z. B. „Fragen“ oder „Das Meer extrahiert im Sonnenchein“ unmittelbarer ansprechen. Es ist aber wohl kein Zufall, daß das Klavierstück überhaupt der Konzerte nicht sonderlich zu liegen scheint. Denn ihr Talent ist zu deutlich mit einfacheren Dingen verwachsen, und wenn sie Eigenes zur Laute singt, ist auch die Wirkung nachhaltiger, während mit diesen Gesängen in gehobenen Vokalnoten, deren Klavierbegleitung von fastjam bekannten romantischen Bahnen kaum loskommt, niemand so recht etwas anfangen weiß. Weit eindringlicher war näher u. a. noch „Der Landmann im Winter“, eine der chinesischen Pentatonik anempfundene Schöpfung, oder das volksliedhafte „Nur ein Bild“, bei denen auch der Begleiterin Gertrud Derrmann-Wettenberger dankbarer pianistischer Aufgaben zufielen und wo zudem der sympathisch timbrierte Rezitativ der Komponistin sich in ganz schlichtem Vortrag viel besser kundtat.

S. Sch.